

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 112 (1986)
Heft: 20

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wasser

«Heb Sorg zum Wasser!» – «Wasser ist kein mehrbares Gut.» – «Ohne Wasser kein Leben.»

Lange Zeit zierten diese Slogans die Fensterscheiben unseres zürblauen Trams. Sie blieben nicht ohne Wirkung auf mich. Ich ging bewusst sparsam um mit dem köstlichen Nass, befasste

Von Ruth Rossi

mich eingehend mit seinem Woher und Wohin.

Unser Wasser kommt aus dem Seewasserwerk, ist einwandfrei geklärt und gereinigt. Trotzdem fällt es mir schwer, dem Aufruf «Trink Wasser ab em Hahne, es isch guet und gsund!» zu folgen.

Der Gedanke, dass dieses Wasser am oberen Zürichsee und im Glarnerland durch etliche andere Münder, Mägen und sanitäre Anlagen geflossen ist, bewirkt, dass ich es lieber nur in gekochtem Zustand, als Tee oder Kaffee, genieße.

Meine Sparbemühungen würden sich in der Wasserrechnung niederschlagen, dessen war ich gewiss. Doch ich wurde enttäuscht. Einen Rechnungsfehler vermutend, entschlüsselte ich das Dokument.

«Unmöglich!» rief ich aus. 300 Liter sollten wir täglich in unserem Zweipersonenhaushalt verbrauchen. Ich dachte an jene Ferienwohnung, wo wir das Wasser kesselweise vom Brunnen in die Küche hinauftragen mussten. Damals waren wir zu viert. «Unmöglich!» sagte ich noch einmal.

Neugierig geworden, wollte ich wissen, woraus sich meine 150 Tagesliter zusammensetzten. Ich begann mich zu kontrollieren. Am Morgen betätigte ich als erstes die WC-Spülung. Etwa zehn Liter «verrauschten» pro Mal, hatte ich kürzlich gelesen. Aber wie oft am Tag suchte ich das Örtchen auf? Ich musste mir eingestehen, dass hier sicher ein Drittel meines Anteils verschwand. Dafür fielen die paar Liter beim Duschen nicht stark ins Gewicht, tröstete ich mich, hüpfte in die Badewanne, steckte den Stöpsel ein und duschte wie alle Tage. Bald stand ich knöcheltief im Wasser. Dann holte ich das Messermass, rechnete: Länge mal Breite mal Höhe. Unglaublich, was so ein Wännchen fasst! Um ganz sicher zu sein, schöpfte ich es aus. Dann stellte ich den Putz-

eimer bereit und sammelte das Wasser vom Händewaschen, Abwaschen, Gemüse- und Salatwaschen, Zähneputzen. Je weiter der Tag fortschritt, und je öfter ich den Eimer leerte, desto kleinlauter wurde ich. Ich stellte fest, dass meine häufigste Bewegung zu Hause das Drehen des Wasserhahns ist.

Schliesslich gab ich mich geschlagen. Wenn auch an diesem Tag die 150 Liter nicht ganz zusammenkamen, sorgte bestimmt die Waschmaschine dafür, dass der Durchschnitt stimmte. Ausserdem bin ich einem gelegentlichen Vollbad nicht abgeneigt...

Etwas tröstet mich: Ich habe das Wasser nicht ver-, sondern nur gebraucht. Weiter unten im Limmattal kommt es wieder, gereinigt und geklärt, als Trinkwasser aus den Hahnen!



Babysprache

In grauer Vorzeit soll sich einmal folgendes zugetragen haben:

Vor wenigen Stunden hatte die junge Frau mit dem Neugeborenen, ihrem ersten Baby, das Spital verlassen, als das schier Unvermeidliche eintrat, sogar im eigentlichen Sinn des Wortes. Tante Amanda und Tante Jolanda, zwei ältliche, unverheiratete Schwestern, zwar eher weitläufig verwandt, aber ungemein anhänglich und feierfreudig, standen vor der Tür. Sie wollten natürlich den «süssen Kleinen» bewundern! Ihr Respekt vor der Institution «Tante» verbot der jungen Mutter, auch nur anzudeuten, wie müde sie war.

«Welch niedliches Näschen!» rief die eine aus. «Was für ein herziges Mündchen!» schwärmte die andere, und beide beugten sich tief über die Wiege. «Eidadei!», flötete Amanda. Jolanda versuchte den Winzling zu kitzeln und gurrte dabei: «Gaga.» Das Baby wurde zusehends unruhiger, dann begann es aus Leibeskräften zu brüllen. «Dudu!» drohte Amanda und fuchtelte mit dem Zeigefinger vor seinem Gesichtchen herum. «Mein Mann und ich reden ganz normal mit ihm», wagte die junge Frau zu bemerken. «Unsinn!» widersprachen die Tanten. «Euer Baby versteht noch kein einziges Wort.»

Pünktlich zum ersten Geburtstag erschienen sie wieder. Der Kleine probierte zu diesem Zeitpunkt ein paar unsichere Schritte

und wenige sinnvolle Wörter: Mama, Papa, heiss ... «Eidadei!», flötete Amanda, und Jolanda gurrte: «Gaga.» Erschreckt flüchtete er in die Arme seiner Mutter. «Ihr könnt ganz normal mit ihm reden», sagte diese. «Er kann noch nicht viel sagen, aber er versteht fast alles.» – «Unsinn!» widersprachen die Tanten.

Pünktlich zum zweiten Geburtstag waren sie wieder da ...

Eines Tages bekam der inzwischen fast Vierjährige ein Schwesterchen. Amanda und Jolanda liessen es sich nicht nehmen, die junge Mutter gleich am Tag ihrer Heimkehr zu besuchen. Schliesslich wollten sie die «süsse Kleine» in der Wiege bewundern! «Eidadei!», flötete Amanda. Jolanda versuchte, das Baby zu kitzeln, und gurrte: «Gaga.» Stumm und in ihr Schicksal längst ergeben stand die Frau, hörte sich das Gepolter an. Da geschah es: Plötzlich fragte der Kleine: «Warum stottern die Tanten? Können sie nicht richtig reden?» Drei Frauen liefen rot an – die beiden Tanten natürlich aus Empörung. Aber dann spürte die junge Mutter die ungeheure Zwerchfellerschütterung. Das Glucksen tief in ihrem Inneren schwoll an; endlich brach sie in ein lautes, befreiendes Gelächter aus, in das ihr Söhnchen fröhlich einstimmte.

In unserem aufgeklärten Zeitalter gibt es selbstverständlich keine Amandas und Jolandas mehr, die diese alberne «Babysprache» sprechen, nicht wahr? Eidadei!

Barbara Gobrecht

Spass muss sein

«FF», riefen wir uns einst zu, wenn wir ein wirkliches oder zweifelhaftes Vergnügen – zum Beispiel den Zahnarztbesuch – vor uns hatten. Das hiess: «Viel Vergnügen!» Heute gibt es kein Vergnügen mehr. Auch die Freude existiert nicht mehr. Freude an der Arbeit, an einer Aufgabe? Nein. Entweder macht sie einem Spass, oder sie stinkt einem. Alles ist Spass oder Sch...

Kein Tag vergeht, ohne dass sich die Herren oder Damen am Radio und im Fernsehen «verabschieden dürfen», wenn ihr Spruch aufgesagt ist; sie merken nicht, wie unhöflich das klingt. Einem begeisterten Ansager täte es leid, sich verabschieden zu müssen. Man ist also froh, uns Konsumenten möglichst rasch loszuwerden.

Briefe schliesst man bekanntlich hochachtungsvoll oder mit freundlichen Grüßen. Unsere Fernseh- und Radiosprecher haben eine Schlussfloskel aufgeschnappt, die praktischer ist und die sie eifrig anwenden: «Das war's, liebe Zuschauer (Zuhörer).» Manchmal empfindet man diesen Schlusspunkt wie eine kalte Dusche.

Jener Hochschulprofessor, den unser Vater einmal zitierte, drückte sich weniger präzise, aber ahnungsvoll aus. Sein Spruch, der in unserer Familie zum geflügelten Wort wurde, lautete: «Es liess sich noch vieles sagen, aber es nützt ja doch nichts.»

Isabella

Alternativen

Alternativen sind «in». Träume von einem Bauernhof mit Pferd, Esel, Katze und scharrendem Huhn streifen die Wünsche dessen, der aussteigen möchte aus unserer unruhigen, gewaltträchtigen Zeit. Doch Initiativen werden selten ergriffen, man ist in die Realitäten verzahnt, die nur das Träumen gestatten. Dafür bietet sich dem suchenden Zeitgenossen eine Fülle von Alternativen auf kulturellem, geistigem und sogar medizinischem Gebiet an: Yoga in allen Schattierungen, Meditationen zuhause oder Pendel und Astrologie, der tagesorakelnde Umgang mit einem sinnverfremdeten Tarot, verzerrte Berichte über Buddhismus, über Taoismus in Illustrierten, die am Trend, laienhaftes Gebräu farbig zu verpacken, gut verdienen.

Alle Verwandten der Psychologie melden ihre Heilkünste an, inbegriffen Ärzte, die auf neuartigen Wegen dem Patienten als Helfersfreund begegnen möchten. Naturheiler haben volle Wartezimmer, in denen psychodelische Musik das suchende Volk auf Ambiance einstimmt. Überschlügt man gewisse dieser alternativen Spesen, so ist oft auch dort nicht viel mehr gewesen: Die Ängste blühen weiter in den Zwängen, die Depressiven sind im Gemüt nicht heiterer, die sich selbstverwirklichen Wollenden haben weder sich noch den Nächsten besser im Spiegelbild ihres Seins. Jedenfalls bleibt das Ergebnis allzuoft hinter den Versprechungen zurück.

Aber das war schon zu biblischen Zeiten nicht anders: Die wahren Propheten kannten ihr Volk, nannten es störrisch und in bösen Wandel verstrickt, was besagtem Volk nicht passte. So dass die unechten Propheten, die das Heil verkündeten, obschon keines in Sicht war, mehr Zulauf hatten. Wahrscheinlich verdienten sie auch mehr, während der arg geplagte Jeremias ausrief: «Welch verlorene Mühe!»

Lange vor ihm, dem Geplagten, kam aus dem Land der Griechen der Tempelspruch: Erkenne dich selbst! Doch er führt über einsame Wege und kaum über den Jahrmarkt der Alternativen. Aber das «stille Kämmerlein» riecht nach moralischem Mief mit einem Hauch von Verweslichem, obschon man gerade hier, in der Stille, dem Leben begegnen würde, dem Leben schlechthin.

Alternativen können gut und wertvoll sein. Nur sollte man sich

die Initianten und Wegweisenden kritischer ansehen. Die Finger darf man sich verbrennen, die ganze Hand aber: Das ist Torheit.

Ellen Darc

Darum

Noch vor wenigen Jahren war es ein klarer Fall: Wer mit Gewichtsproblemen kämpfte – wirklich oder nur vermeintlich –, hatte «schwere Knochen». Ihnen gab man die Schuld am Übergewicht! Weder ein Zuviel an Kalorienzufuhr noch das Stillen stets vorhandener Hungergefühle war daran beteiligt, dass die Waage zu viele Pfunde anzeigte. Könnten heute die Waagen schuld sein? Schliesslich sind die Gewichtsanzeiger auch nicht mehr so zuverlässig wie früher ...

Nein, heute sind die Dinge doch komplizierter. «Schwere Knochen» sind aus der Mode gekommen. Wer etwas gelten will, muss mit andern Argumenten auftrumpfen: zum Beispiel mit den unheilvollen Rückständen in unserer täglichen Nahrung, mit Blei, Quecksilber, Eisen (lies Rost) – und was es sonst noch an Schwermetallen gibt. Sie sind der zeitgemässe Verursacher des Übergewichts. Man bedenke, welche Mengen von Schwermetallen wir uns spurenweise ein Leben lang zuführen! Kein Wunder, dass wir Probleme mit unserem Körpergewicht haben!

Hanni Gerhard

Herzliche Glückwünsche

Wenn ich Zeit habe, studiere ich in meinem Leibblatt die Inserate. Ich suche zwar im Augenblick weder eine Wohnung noch eine Stelle – und finde diesen Zeitungsteil trotzdem interessant. Die Mietzinse der ausgeschriebenen Behausungen erschrecken mich immer wieder. Erfreulicher dünkt mich die Tatsache, dass in allen Branchen lauter aufgestellte Leute gesucht werden. Muss das ein fröhliches Schaffen sein!

Zwischen dem angebotenen Wohnkomfort und der Suche nach gutgelaunten Mitarbeitern entdecke ich eine neue Gattung von Annoncen, nämlich diejenige der publizierten Glückwünsche. Da gratulieren sämtliche Kinder und Kindeskinde dem Grosi zum 80. Geburtstag, oder aller Welt wird kundgetan, dass der

Schnuggi den 20. feiert! Je älter die Jubilare sind, desto eher erscheint ein Bild von ihnen, während bei den mittleren Jahrgängen die Anonymität vorherrscht. Gewöhnlich ist das Ganze mit Sternlein und Herzchen umrahmt. Ein angenehmer Blickfang. Dazu oft ein Text zum Schmunzeln, in dem sich häufig «das Beste» mit «zum Feste» reimt.

Gestern habe ich zwischen den lokalen Veranstaltungen ein Inserat gefunden, in dem Freunde, Kollegen und Bekannte dem Hany und dem Franz zum fruchtbaren Ehestand alles Gute wünschen. So weit, so gut! Zu solchen Anlässen hat man sich schon immer gratuliert. Aber warum plötzlich via Zeitung? Bis jetzt bekam ich keine Gelegenheit, die Verfasser solcher Publikationen zu fragen. Ich stelle deshalb Vermutungen an. Die netteste Variante scheint mir, dem Feiernden das Vergnügen zu bereiten, nicht nur bei Geburt und Bestattung «in der Zeitung zu kommen», ihm gleichsam einen Hauch von Prominenz zu verleihen. Eine weniger nette Erklärung wäre die Annahme, man wolle zeigen, dass man «es hat und vermag» ...

Wie auch die «richtige» Antwort lauten mag, ich hätte mehr Freude an einem persönlichen Schreiben, das mich auf direktem

Weg erreichte. Aber das wird wohl erst zum Gag, wenn das Schreiben ganz aus der Mode gekommen ist.

Heidi B.

Sündig

Ich unterrichte Schwizerdütsch für Erwachsene. Die Kursteilnehmer sind vor allem mit Schweizern verheiratete ausländische Frauen. Viele von ihnen haben schon grössere Kinder, die ihre Mütter drängen, die hier übliche Sprache zu lernen. Aber nicht nur die «Schüler» lernen etwas! Häufig sind diese Dialektstunden die beste Gelegenheit für mich, einiges über die Spezies «Helvetier» zu erfahren.

Letzthin sangen wir ein Lied, in dem ein Parksünder vorkommt. Eine Italienerin wollte wissen, was das sei. Ein Parksünder? Ich versuchte den Begriff nach bestem Wissen zu erklären. Natürlich begann ich bei Adam und Eva, schliesslich ist dieses Paar ja das Paradebeispiel für Sünder. Ich schweifte weiter zu den «kleinen Sündern», bis ich beim Parksünder angelangt war. Als ich meinen langen Exkurs beendet hatte, schaute mich die Italienerin mit grossen Augen an und fragte erstaunt, was denn da sündig sei, wenn man falsch parkiere. – Ja, was eigentlich?

Rini

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Bauch oder Rücken

(Nebelspalter Nr. 17)

Liebe Dina

Mit Schmunzeln habe ich Ihren Artikel gelesen, versetzte ich doch vor über 15 Jahren sowohl Mutter als auch Schwiegermutter in Ihre Lage. Ich hielt es dann so, dass ich den Säugling zum Schlafen jeweils auf den Bauch bettete, zum Spielen, Betrachten etc. jedoch auf den Rücken. Es scheint sich bewährt zu haben. Der Nachwuchs befindet sich inzwischen ohne Schäden bereits im «strammen Teenageralter».

Aber, wenn ich etwas sagen darf: Wissen Sie, man hat, glaube ich, nicht nur als Grossmutter manchmal Mühe. Ich jedenfalls hätte es eigentlich gar nicht geschätzt, jedesmal gefragt zu werden, ob das liebe Kleine nun auf dem Bauch liegen müsse ... Geduldig mit der Antwort wäre ich vermutlich stets ein bisschen weniger gewesen. Und zum Schluss hätte ich mich halt schlechtweg übers Dreinreden geärgert. Aber, nicht wahr,

das ist das Ganze nun doch nicht wert! Nüt für unguet und freundliche Grüsse

Liselotte

Arbeitsteilung

(Nebelspalter Nr. 17)

Liebe Frau Hedy Gerber-Schwarz
Ich finde, Ihr Aschenbrödel-Artikel bedarf einer Berichtigung. Ich schreibe dies als Mutter von zwei noch sehr kleinen Kindern. Meine Teilzeitarbeit macht mir sehr viel Freude und bringt auch grosse Befriedigung. Meiner Familie und mir ist es jedenfalls sehr wohl dabei. Mein Mann und ich, wir würden es aber begrüßen, wenn mehr Teilzeitzellen, vor allem auch für Männer, zur Verfügung stünden. Eltern könnten sich doch so viel besser die Betreuung der Kinder und die Arbeit auswärts teilen. Mir persönlich wäre dies jedenfalls viel lieber als die von Frau I. Haller erwähnten Handküsse und die «gnädige Frau». Praktischer wäre es auch. Freundlich grüsst Sie

Esther Aeschlimann